Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 4

Artikel: Heute tanzen wir in Buffalo
Autor: Schoop, Trudi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066811

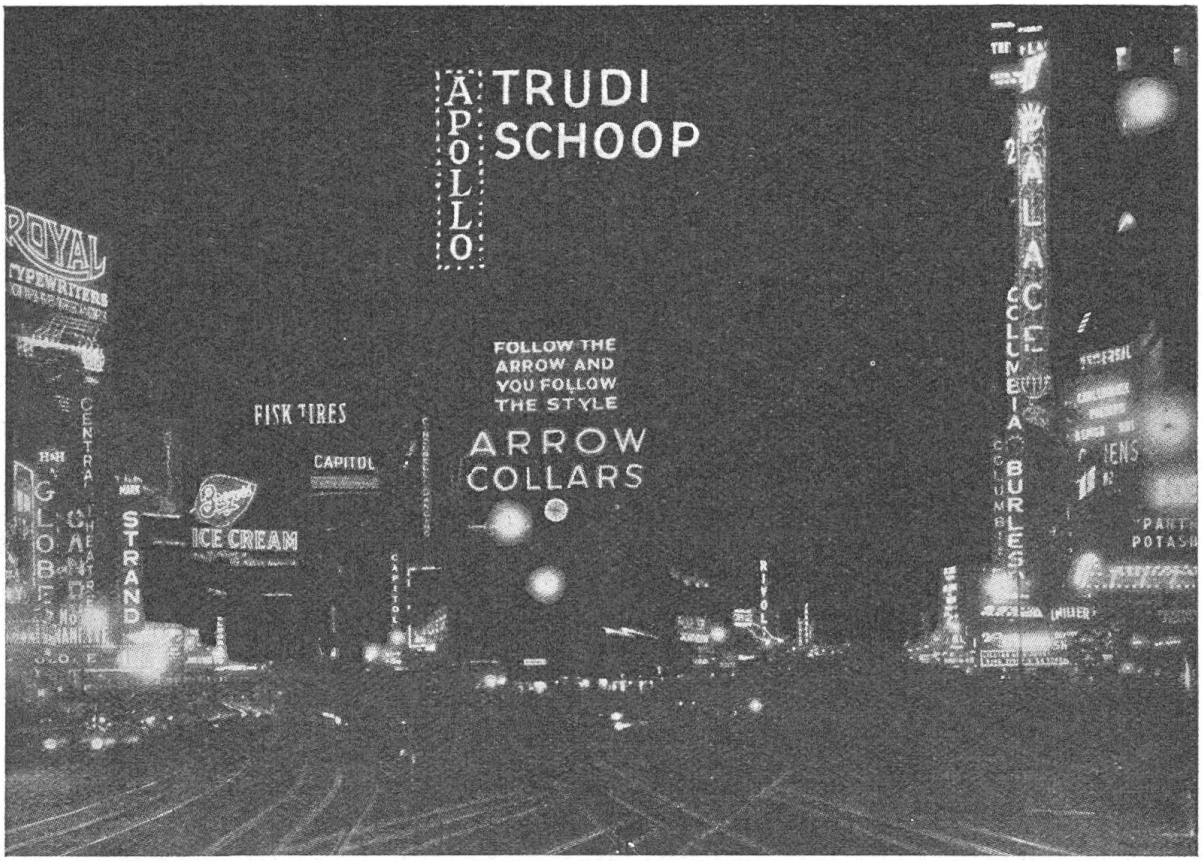
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



= heute tanzen wir in buffalo =

+ trudi schoop +

Im September 1930 veröffentlichten wir im « Schweizer-Spiegel » einen Artikel von Trudi Schoop, mit dem die Künstlerin ihren Weg zum Tanz, ihre ersten Erfolge und Misserfolge schilderte.

Unterdessen ist Trudi Schoop berühmt geworden. Wir freuen uns, wieder einen Beitrag der Künstlerin abdrucken zu können, welcher das anstrengende Leben eines Stars schildert. Es handelt sich nicht um Tagebuchblätter, sondern um Auszüge aus Briefen.

New York, 10. Januar 1937.

Die zweite Amerika-Tournee hat begonnen. Noch sind nicht neun Monate seit unserer Fridolin-Tournee verstrichen, und schon sind wir wieder da. Wir setzten kaum einen Fuss auf amerikanischen Boden, mussten wir mit dem andern schon tanzen. Das war etwas viel.

Am Nachmittag war bereits ein Presseempfang. Man reichte mir Drinks und Zigaretten. Die Reporter lagen auf Stühlen und Kanapees herum. Ich sprach

einige Worte englisch, und sie fanden es sehr schön, wie ich spreche. Darin sind sie nett: ein Wort englisch, und sie machen ein Kompliment! Im übrigen verändert der amerikanische Journalist die Welt, wie es ihm gefällt. «Seit heute zähle ich 22 Lenze und esse am Morgen Katzenfleisch. Ich bin auf einem 2000 m hohen Berge bei Zürich geboren, aber eines Tages mit meinen Lieblingskühen und Lieblingsschafen zur Stadt gewandert, um das Schauspiel zu lernen. Dann bekam ich Heimweh nach dem Jodeln und fing an zu tanzen. Ich bin glücklich, in Amerika zu sein — es ist das schönste Land der Welt. »

Vor der Première hat es noch Aufregungen gegeben, die nicht unbedingt sein müssten. Die meisten Theater hier sind nur auf Gastspielbetrieb eingestellt, und in diesen Theatern ist rein nichts da, bei den Scheinwerfern angefangen bis hinunter zum Bügeleisen. Die Arbeiter sind im Stundenlohn engagiert und nur für bestimmte Arbeitskategorien. Wenn ein Scheinwerfer umgehängt werden soll, weigert sich der Saalbeleuchter. Es muss ein neuer Fachmann bestellt werden. Fischer wollte einmal, als es ihm zu lang ging, selbst mithelfen und eine Scheibe für den Scheinwerfer auswechseln. Sofort rannten alle Arbeiter auf ihn zu und sagten ihm, dass er das zu unterlassen hätte, es wäre nicht seine Arbeit — und ein neuer Arbeiter wurde eingestellt. Also kann man sich vorstellen, wie lang so eine Probe dauert.

Der Erfolg der « Blonden Marie » ist geradezu imposant, Publikum und Presse sind begeistert. Auch die Musik von Paul hat grossen Erfolg, was mich glücklich macht. Stapelweise muss ich nach der Vorstellung Programme unterschreiben, stapelweise bekomme ich begeisterte Briefe. Wegen der vielen Besuche bin ich immer die letzte im Theater. Wenn ich gehe, sitzt nur noch der Portier in seiner Loge. Wir sagen uns « Gute Nacht », und dann stehe ich auf der Strasse, die mich in ihren Lärm aufnimmt. Die Licht- und Reklameraketen

Trudi Schoop am Mikrophon

stürzen sich auf mich, so intensiv und so lang, bis ich mich ergebe und laut sage: « Ja, es ist schön, gebt Ruhe, ihr habt ja recht! »

Washington, 13. Januar.

Ich habe mich rasch wieder eingelebt und finde dieses Land grossartig. Nicht genug — auch unser Erfolg wird mit jedem Tage grösser. Die Leute pfeifen und rufen am Schlusse. Nachher kommen viele zu mir in die Garderobe und sprechen unentwegt und gut englisch. Sie drücken mir die Hände und umarmen mich. Alle finden, ich hätte so « schöne traurige Augen und ein tiefes Herz ». In keinem Lande der Welt habe ich soviel Herzlichkeit gespürt wie hier. Ich muss zum Lunch kommen, zu einem Cocktail, von allen Seiten erhalte ich Einladungen

zum Tee. Die Leute, die mich hier gesehen haben, schreiben nach Kanada und Kalifornien ihren Freunden und fordern sie auf, die Vorstellung zu besuchen.

Cleveland, 17. Januar.

Nun hat also die Tournee mit amerikanischem Tempo begonnen. Wir fahren in einem grossen Bus mit folgender Besatzung: zwei Chauffeure, ein Tourneeleiter, ein Scheinwerfer- und Bühnenjoggeli, eine Garderobière und ein Programmverkäufer. Natürlich ist ein Radio im Wagen, und so wähne ich mich, mit dem Blick in die Landschaft, oftmals in einer Wochenschau, nein, schon eher in einem Kulturfilm. Frank und Eddy heissen die Chauffeure — solche Chauffeure gibt es wohl nur noch in Geschichten und Filmen. Es sind sogenannte Gentlemen-Chauffeure. Paul, der Programmverkäufer, schleppt ausser den schweren Programmen in einer Kiste noch viele, viele Probleme mit sich. Meistens verstaut er alles unter seinem Sitz im Autobus. Aber manchmal, beim Eindunkeln, brechen die Probleme auf. Er verlässt seinen Sitz, unter dem die Programme ruhig in der Kiste liegen, setzt sich neben mich und beginnt zu erzählen . . .

Winnipeg, 1. Februar.

Es herrscht hier die sogenannte kanadische Kälte. Lachen und Weinen gefriert dem Menschen ein. Lauter merkwürdig verzerrte Masken stehen auf den hartgefrorenen Strassen herum, und selbst die Leuchtreklamen funkeln nicht so munter wie sonst.

Wir haben unendliche Reisen hinter uns, sitzen Tage und Nächte im Bus, fahren und fahren und versuchen, aus den zugefrorenen Fenstern ein bisschen Landschaft zu sehen. Aber die Stimmung der Gruppe ist ausgezeichnet. Wann hat es das gegeben, dass zwanzig Menschen, die nun schon Jahre hindurch immer zusammen sind, in solcher Harmonie leben können! Oft machen wir kindliche Spiele im Bus, tragen uns selbst erfundene Rätsel auf, erzählen uns viele Geschichten und lügen wohl auch ab und zu, um den andern zu unterhalten.

In Rochester wurde ich am Radio interviewt. Zum erstenmal habe ich vorher kein Wort aufgeschrieben, und es ging! Sogar sehr gut. Ich verliess stolz und aufgebläht über soviel « Englisch » den Senderaum. Der Erfolg wächst von Stadt zu Stadt beinah proportional mit den Strecken, die wir durchrasen. Die Zeitungen loben uns über alle Massen, bringen Bilder und Zeichnungen. Das Publikum ist einfach bezaubernd. Nur mit der « Operettenparodie » ist es in kleineren Städten schwierig — sie kennen hier keine Operetten. Um so mehr lachen sie über das Ausstellungsbild.

Wohin immer wir nach der Vorstellung zum Essen gehen, steht das Publikum im Lokal auf und klatscht uns zu. Heute abend kam eine ältere Frau auf mich zu und bat mich um eine Rose aus meinem Strauss. Das war das Zeichen — von allen Tischen streckten sich mir Hände entgegen, und als ich mich endlich zu meinem Tische durchgefunden hatte, stand ich nur noch mit etwas Grünzeug und einer grossen blauen Schärpe da. So macht es Freude, Blumen zu empfangen; man soll sie wieder verschenken dürfen.

Pittsburg, 7. Februar.

Ein Wetterumsturz ohnegleichen! Gestern abend war es 20 Grad unter Null, heute morgen ist es 28 über Null. Wir haben Reisen hinter uns, die jeder Beschreibung spotten. Nur die Verantwortung der Gruppe gegenüber gibt mir die Möglichkeit, diese unvorstellbaren Strapazen mitzumachen. Oft glaube ich, vor Erschöpfung sterben zu müssen, und dann stehe ich plötzlich wieder auf der Bühne, vor mir der Zuschauerraum pumpsvoll und jubelnd, so lachend, dass wir die Musik nicht mehr hören, und ich tanze wie in einem Traum.

Ashville, 16. Februar.

Wir kommen jetzt in den Süden. Chillecothe, Charlestone, Danville, haben

wir hinter uns. Mir ist, wenn ich zurückdenke, als wachte ich auf aus einem dunkeln, schweren Traum. Diesen ganzen Monat, scheint mir, habe ich unter der Erde verlebt. Keine Sonne, kein Licht erhellt diese grauenhaft schmutzigen und zu Lärm gewordenen Städte, in denen wir spielten, in denen wir Tage und Nächte verbrachten. Es sind Trümmerhaufen, Schutt- und Ablagestellen mit Benzintankstellen und Drug Stores. Am Tage tuten und stinken die vielen Autos, und die Nacht wird von den grauenhaften Schreien der Eisenbahnen zerrissen. Sie schreien wie zu Tode gemarterte Tiere.

Es ist begreiflich, dass auch diese kleinern amerikanischen Städte schöne Theater und grossartige Kinos besitzen. Theater und Kinos sind vollgestopft mit Menschen, die sich nach einer bessern Welt sehnen, die all das dort sehen können, was sie niemals besitzen: Glanz, Luxus, vielleicht auch ein wenig Poesie.

Zu Dutzenden kommen die Theaterbesucher nach der Vorstellung hinter die Bühne, in meine Garderobe, betasten die Seide meines Kleides, erbitten eine Unterschrift, betrachten meine Hände und befühlen mitunter meine Haare. Sie geben ihrer Freude Ausdruck, unzusammenhängend, fiebernd vor Aufregung. Aber in jeder Stadt und überall sind es dieselben Worte, die sie gebrauchen, ist es derselbe Tonfall mit derselben Bewegung. So, als hätten sie auch dies für 10 Cents bei Woolworth gekauft.

Texarkana, 22. Februar.

Wir sind in Texas und drei lange Tage vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein gefahren und gefahren. Der blaue, sanfte Frühlingshimmel spannt sich über die rote, aufgerissene Erde. Pfirsich- und Mandelbäumchen blühen, in den Wiesen stehen kleine gelbe Osterglocken, und auf den Baumwollfeldern arbeiten die Neger.

In den Städten sehen die Neger aus wie kolorierte Witze — in den Feldern wie schöne, starke Tiere. Die Städte sind hier trostlos, obwohl oder weil der blaue Himmel über ihnen lacht. Im Sommer muss die Hitze entsetzlich sein, auch jetzt spürt man sie überall in den vielen Winkeln und Ecken auf den Augenblick warten, da sie alles erbarmungslos quälen kann. In einem Hofe werden Früchte abgeladen, der Neger, der unten steht, um die Früchte einzeln in den Korb zu werfen, steppt dazu. Er tanzt mit den Früchten, und wenn die Zeit reicht, macht er eine Drehung dazwischen. Sein Gesicht strahlt, er tätschelt die Früchte, während seine Schuhe in herrlichen Rhythmen den Boden schlagen, und der Hof wirft ihm seinen Rhythmus hallend zurück.

Sonst stehen und hocken die Neger auf den Strassen herum, so wie Hunde und Katzen es tun. Etwas schläfrig schauen sie gerade aus, und wenn sich irgendwo etwas stärker bewegt, schlenkern sie diesem Punkte zu und bestaunen, was gerade zu bestaunen ist, zum Beispiel einen Bus mit der Aufschrift « Trudi Schoop and her comic Ballet.» Wenn sie dann mit Staunen fertig sind, wenn sie alles mit ihren grossen, hungrigen Augen aufgefressen haben, gehen sie nicht etwa wieder weg, nein, sie versinken bei uns an Ort und Stelle wiederum in ihre wartende Haltung und verharren darin, bis sich anderswo wieder etwas bewegt.

Pasadena, 13. März.

Wir haben heute nach langer Zeit den ersten freien Tag.

Vor Los Angeles blühte die Wüste. Eines weiss ich bestimmt, nie werde ich aufhören, mich nach ihr zu sehnen. Ist es nicht schön, wenn ein trauriger Mensch lächelt ? Ist es nicht verwirrend, wenn eine öde Wüste anfängt zu blühen ?

Die Vorstellungen in Los Angeles waren ausverkauft, und ganze Autokolonnen sind uns nach Santa Barbara nachgefahren; aber auch hier war ausverkauft.

San Francisco, 18. März.

Eine Stadt, hügelig, vom Meer um-

spült und mit Bewohnern, die wild und feurig dreinschauen.

Auf einer Insel draussen im Meer werden die gefährlichsten der gefährlichen Verbrecher festgehalten. Auch Al Capone ist dort. Er soll ja hingerichtet werden. Die Erregung in der Bevölkerung ist ziemlich gross, sie wollen ihren Helden befreien gehen; aber der Schutz auf der Insel ist um das Vierfache verstärkt worden.

Wenn ich Präsident der U. S. A. wäre, ich verböte den Zeitungen in dieser Art über Verbrechen zu berichten. Auf der ersten Seite stehen die Morde. Gross und noch grösser aufgemacht. Zuerst die Beschreibung der Tat. Dann Kinderbildnisse vom Täter mit den unglücklichen Eltern. Die Krawatte, die er zur Tat getragen, wird Mode. Das Mädchen, das ihm zuletzt angehörte, wird umschwärmt und umworben. Was er gern isst, muss das Publikum wissen. Was er sagt und meint, will es lesen. Ich sehe ihn in seiner Zelle lächelnd die Zeitung lesen, stolz auf diese ungeheure Publizität. Später, in einigen Wochen vielleicht, steht in der Zeitung eine kleine Notiz : Harry so und so ist gestern auf dem elektrischen Chair hingerichtet worden.

Neben den Verbrechen spielt in der Zeitung der Film und das Theater die grösste Rolle, und da ich nicht gut englisch kann, halte ich oft einen Mord für Theater und das Filmstück für eine wahre Geschichte.

Toronto, 2. April.

Wir sind wieder in Kanada, und der Wind bläst bedeutend stärker als die Windmaschine im Zürcher Stadttheater. Gestern füllten wir ein Theater mit 6000 Menschen. Morgen fahren wir nach New York zurück, und Mitte April schiffen wir uns nach Europa ein. Wir haben in vierzig Städten gespielt. Der amerikanische Theaterkonzern, bei dem wir engagiert sind, ist mit unserm Erfolg wiederum zufrieden und hat uns für die nächste Saison für eine dritte Tournee engagiert. Bedingung ist — eine neue Pantomime. Das ist rascher gesagt als gemacht.

Wenn ich zurückdenke an all die Städte, an all die Landschaften, die wir durchfahren haben, an die Menschen und Völkerschaften, denen wir begegnet sind, an Sonne und Wasser, die uns heute Gefahr und morgen schon wieder Labsal bedeutet haben, an die vielen tausend Menschen Publikum, die mit einer «Blonden Marie » aus Zürich sympathisieren — ist mir zumute, als wäre ich lange lange Jahre unterwegs gewesen, als hätte mich jemand bei der Hand genommen und gesagt : «Komm, ich will Dir die Erde zeigen ! »

1938

New York, 12. Januar 1938.

Nun bin ich zum drittenmal in New York, mit meinem dritten Programm — « Alles aus Liebe » — für die dritte Tournee durch dieses Land erschreckender Masslosigkeit, das Amerika heisst. Während der Überfahrt wünschte ich so sehnlichst, das Schiff möchte niemals in New York ankommen, sondern aus irgendeinem Grunde wieder umkehren. Aber Schiffe finden wohl selten einen triftigen Grund zur Umkehr. Die vielen Änderungen an meiner Pantomime, die ich während der Überfahrt noch vornehmen wollte, verloren sich nach und nach am Horizont des Meeres — denn meine Getreuen waren wieder furchtbar seekrank.

Die Überfahrt war trotzdem schön, und hätte mir nicht die Angst vor der amerikanischen Premiere im Nacken gesessen, hätte mich nicht die Last der Verantwortung gegenüber meiner lieben Gruppe, gegenüber meinem Direktor und gegenüber dem amerikanischen Manager, die blindlings viele, viele tausend Dollars in diese dritte Pantomime investiert hatten, beinah zu Boden gedrückt, wäre die Überfahrt geradezu wunderschön gewesen.

Wieder war das Meer blau und klar, wieder versanken die Sterne am Horizont,

und wieder fühlte ich die unendliche Grösse, diese Grösse, vor der einem gar nicht bange ist, die einen in den Arm nimmt wie eine Mutter ihr Kind. Wieder begleiteten uns eine lange Zeit die Möven; sie sind schön, diese Vögel, deren Schwingen silbern in der Sonne aufblitzen. Wieder gab es dumme Spiele auf dem Schiffe, zu denen die Passagiere höflich gezwungen werden. Wieder gab es eine Gala-Night ohne Freude, ohne jede Stimmung, aber mit vielen roten und gelben Ballons, mit bunten Mützen, die sich die Menschen auf die traurigen Köpfe stülpten, hoffend, die Lustigkeit ziehe mit ihnen ein. Wieder gab es im Festsaal ein Galakonzert. Das Schiffsorchester spielte jämmerlich falsch, eine Sängerin von der Opera Comique vergass Text und Melodie, eine Diseuse vergass die gute Gesellschaft und pfefferte Zoten in den goldenen Saal. All dies ertrug man heldenhaft, der guten Idee gedenkend; denn für Witwen und Waisen der armen Seeleute wird am Schlusse gesammelt. Zwei hässliche Jungfern aus der höchsten Gesellschaft betteln mit rosaschleifen-geschmückten Körben um Francs und Dollars. Eisiges Schweigen herrscht dann im Saal, und man hört klopfenden Herzens die Scheine knittern.

Die Ankunft in New York war sehr aufregend. Nachdem viele Pressephotographen, viele, viele very funny Pictures vom armen, gar nicht lustigen Trudi gemacht hatten, wurde es zu einem Sendewagen geschleppt und musste « Hallo, hallo » und vieles andere in den Sender sprechen. Und dann wieder der Broadway mit seinen Tausenden von bunten Lichtern, die, so hat man das Gefühl, einen Endkampf miteinander ausfechten. Wer siegt, kann man heute noch nicht sagen.

Washington, 15. Januar.

In New York ist Kata krank geworden, Grippe. Ich wünschte Kata nie etwas Schlechtes; aber damals wünschte ich, sie möchte krank bleiben und die erste Vorstellung nicht tanzen können. Wie ein Trinker immer wieder zur Flasche greift, so ergriff ich immer und immer wieder diesen süssen, tröstenden Gedanken und wurde fast besoffen von dieser herrlichen Perspektive. Aber weder ein Schiff kehrt um, noch eine Tänzerin kann wegen einer Krankheit nicht tanzen. Eine Stunde vor Beginn der Vorstellung erscheint Kata gesund und lachend im Theater.

Die Première musste also stattfinden. Zuerst vor Aufregung und später vor Freude hüpfte mein Herz. Die Menschen reagieren hier einfach wunderbar auf die kleinste Nuance. Die Amerikaner verstehen « Alles aus Liebe » viel besser als die Europäer. Und ich hatte solche Angst, man würde uns mit diesem Programm wieder heimschicken. Nachdem ich die ersten Kritiken gelesen hatte, fiel mir dann der grosse Stein vom Herzen, den ich nun seit Wochen im stillen mit mir herumgetragen habe. Zuerst vermeinte ich aufzufliegen — so hatte ich mich an das Gewicht schon gewöhnt.

Cincinnati, 1. Februar.

Wir haben inzwischen viele, viele hundert Meilen zurückgelegt. Buffalo, Montreal, Quebec, Toronto, Oxford und viele andere Städte haben uns mit grosser Begeisterung aufgenommen. Auch Nachtfahrten haben wir schon hinter uns. Ich liebe sie, darf es aber nicht laut sagen; denn alle andern leiden schrecklich darunter. Ich liebe es, die Sonne aufstehen zu sehen, ich liebe es, mitten in der Nacht in einer Pinte zu sitzen und einen heissen Tee zu trinken und dann wieder Stunden und Stunden durch dieses grosse schöne Land zu fahren. Ich lebe schon vierzehn Tage nur aus meinem kleinen Koffer; die Chauffeure sind zu müde, um mir mein grosses Gepäck aus dem Autobus zu schaffen. Mir selbst war es gleichgültig, denn ich hätte nicht die Kraft gehabt, mich umzuziehen.

Gestern tanzten wir in Oxford auf einer primitiven Bühne, die von Studenten in einem mächtigen Turnsaal aufgebaut wurde. Die Riesenhalle war knallvoll und die Begeisterung unendlich gross.

Morgen früh um 8 Uhr starten wir nach Detroit und haben bis zur Vorstellung 360 Meilen zu fahren.

Madison, 9. Februar.

In Chicago hat uns zur Abwechslung und dem Publikum zum Trotz eine Zeitung vehement verrissen. Der Kritiker fühlte sich durch die « Revue » sehr angegriffen. Er betrachtet es als eine Frechheit, dass eine Ausländerin amerikanische Dinge kritisiere und lächerlich mache. Wahrscheinlich hat dieser Kritiker die Aufsätze seiner Schweizer Kollegen nicht gelesen, die geschrieben haben, gerade die « Revue » sei ein bedauerliches Zugeständnis an den amerikanischen Geschmack.

Ich lese eben, dass die Mae West wegen der Freiheit in ihren Filmen angegriffen wird und deswegen sogar schon im Gefängnis gesessen hat. Amerika — ein seltsames Land, schön und grausam freiheitlich und schrecklich prüde.

Milwaukee, 13. Februar.

In vielen Städten melden sich die Schweizer Konsule, und in Washington hat der schweizerische Gesandte einen grossen Empfang veranstaltet. In Philadelphia brachte mir der Schweizer Konsul ein grosses Paket echter Schweizer Schokolade und schrieb mir zum Abschied noch einen Brief dankbarer Verehrung für die Kunst, mit der wir das amerikanische Publikum für die Schweiz zu begeistern vermögen. Die offizielle Schweiz begleitet mich hier also von Stadt zu Stadt — in der Heimat kennt sie mich kaum. Als ob man dort ängstlich darüber wachen würde, dass keiner (und vor allem keine Frau) zu gross und übermütig werde.

Im Innern Amerikas kommen wir immer wieder in Berührung mit schweizerischen Kolonien. Diese Begegnungen bilden ein depressives Kapitel auf unserer Reise durch dieses grosse Land. Es war, ich weiss nicht mehr wo — aufgeregt stand die Managerin auf dem Perron, um uns mitzuteilen, dass das Theater schon lang ausverkauft sei und der Schweizerklub mich und das Ensemble nach der Vorstellung in sein Lokal eingeladen hätte. Am Abend zogen wir unsere schönsten Kleider an. Gitta hatte ein Diadem auf dem Kopfe, die Ellen prangte im neuen Kleide, die Elisabeth sah aus wie die Göttin der Nacht. Nach der Vorstellung liess man mir keine Zeit, mich mit den Besuchern meiner Garderobe zu unterhalten. Draussen würden die Schweizer warten, um uns in ihr Klublokal abzuholen. Es regnete in Strömen. Wir wurden in einige Autos verladen, ordentlich zusammengepfercht und schwammen lange Zeit auf den aufgeweichten Strassen herum. Endlich hielt das Auto an, wir stiegen aus und wurden in eine Holzhalle geführt.

Viele Menschen standen in den grossen Gängen, und wir gesellten uns zu ihnen. Alle sprachen laut und auf einmal in merkwürdigen Lauten. Mit amerikanischer Mundstellung drangen Basler-, Thurgauer- und Glarnerlaute auf mich ein. Ich bat um einen Stuhl für meine müden Beine, und da geleitete uns ein barmherziger Samariter in den obern Stock. Hier waren Tische und Bänke, und wir setzten uns. Erst assen wir Kutteln und tranken ein Glas Bier, und dann fingen die Reden an. Ich hörte viele reizende Dinge über ihre Landsmännin, die den Ruhm ihres Landes nach Amerika bringe und so lustig tanzen könne. Ich musste antworten und dankte ihnen für die freundliche Einladung und versuchte, das merkwürdige Erlebnis zu schildern, in einem fernen Erdteil von so fremdartigem Charakter unter Schweizern zu sitzen, die sich mit allen Mitteln zu akklimatisieren versuchen, doch in ihrem Wesen bleiben, was sie sind: Schweizer. Und nun wurde angekündigt, dass zu unsern Ehren etwas gesungen werde. Der Männerchor sei zwar leider nicht ganz beisammen, er wäre sonst zweimal so gross. Und sie sangen. An unserm Schweizertum entzündeten sich ihre armen, vom Heimweh geplagten Seelen. Wie könnte man diesen Menschen helfen?

In einer andern Stadt erfolgte ein

ähnlicher Empfang. Hier wurde nicht gesungen, man hatte ein Trompetenorchester engagiert. Ich musste durch einen grossen Saal schreiten, an dessen Wänden entlang Frauen, Mädchen und Kinder sassen. Beim ersten Schritt, den ich tat, trompetete das Orchester los. Ich wäre vor Schreck und Scham beinahe hingefallen. Eine Frau streifte aus Begeisterung ihr Armband vom Gelenk und zog es mir über. Eine andere Frau besuchte mich nachher noch im Hotel und brachte mir ein Schweizertüchli mit selbstgestickten Kühen und Bergen drauf. Dafür gab ich ihr die letzte Nummer des « Schweizer-Spiegels », die mir hierher nachgeschickt wurde. Es fiel mir schwer, ihn ungelesen zu verschenken.

Über all diesen im Innern Amerikas kolonisierten Schweizern lastet ein furchtbarer Druck, der Druck wirtschaftlicher Krisis und der Druck des Heimwehs. Sie können ihre Heimat nicht vergessen und finden deshalb keine neue.

Winnipeg, 14. Februar.

Gestern musste ich wieder im Radio sprechen. Oft sind diese Sendestellen im ersten Hotel der Stadt, und man braucht mit dem Lift nur ein wenig höher zu fahren, und schon ist man da. In Corpus Christi sprachen hintereinander die Marion Anderson und ich. Da sitzen viele Menschen herum, meistens Frauen, die sich die Stars, die Boxer, die Politiker und die Wunderkinder aus der Nähe besehen wollen. Sie applaudieren oder applaudieren nicht. Auf jeden Fall geben sie ihrer Meinung Ausdruck. Ich bin richtig stolz, dass mein speach, wie der Radioman sagte, « very lovely and very correct » war, und vor allem, dass mir weder Radio noch irgend etwas dieser Art noch Angst machen kann.

Ein Wunderkind mit der höchsten Stimme der Welt sang nach mir. Es war blond und bleich, seine Ärmchen und Beinchen waren kaum dicker als ein Finger von mir. Mit einer Hand hätte ich das ganze singende Persönchen umfassen können. Es ging zur Anderson und unterhielt sich mit seiner Pipsstimme über Lieder. Dann kam es zu mir und fragte: «You are a singer?» Wie ich ihm gestand, dass ich eine Tänzerin wäre, drehte es sich brüsk ab und warf mir einen vernichtenden Blick zu. Später hörte ich dieses Kind singen. Es sang von Liebe und kam sehr hoch hinauf. Die Frauen tobten, und das Kind musste noch mehr von Liebe singen.

Seattle, 20. Februar.

Gestern sind wir in Edmonton für einige Stunden ausgestiegen, um zu spielen. Edmonton liegt einsam, abgeschnitten von aller Welt. Es ist ein armes, kleines, merkwürdiges Städtchen, hat neben kleinen Hütten einige Kinos und ein wirklich schönes Theater, das für uns über und über ausverkauft war. Die Leute haben hier, so erzählte mir der Stagemanager, noch niemals ein Ballett gesehen. Wir sind also die ersten, die ihnen diese sonderbare Kunst vorführten. Das Publikum hatte grosse Freude an uns — und wir an ihm. Immer, wenn ich diese übervollen grossen Theater sehe, mit Menschen, die unvoreingenommen sich freuen können und ihrer Freude Ausdruck geben können, muss ich mich unserer schweizerischen Nationalkrankheit erinnern: der chronischen Ängstlichkeit

Jedes Presse-Abkommen mit einem ausländischen Staat — welche Vorteile es auch böte und unter welchem Namen immer es eingeführt würde — gibt diesem Staat den Vorwand, sich in unsere Verhältnisse einzumischen. Hütet Euch am Morgarten!

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels

vor allen freien Äusserungen positiver Gefühle der Freude, des Glaubens und des Mutes.

In Detroit spielten wir vor 5000 Menschen, in Minneapolis vor 4500, in Winnipeg vor 3500. Ich habe sie nicht selber gezählt, und es kommt mir auf die Masse ja auch nicht an. Aber die Manager der einzelnen Theater platzen vor Stolz über diese Zahlen.

Eine Tageseinnahme von über 20,000 Franken ist ja wirklich viel Geld. Aber wenn man weiss, was eine solche Tournee kostet, betrachtet man sie mit andern Augen. Die Reisen allein verschlingen annähernd 100,000 Franken, dazu kommt die Reklame, die von New York aus über ganz Amerika ausgegossen wird, die Gage für die Gruppe, die bezahlt werden muss, ob wir spielen oder tagelang unterwegs sind, die Erneuerung der Kostüme, und schliesslich müssen die Theater und die Manager auch verdienen. Man sieht, solche Einnahmen sind notwendig, wenn ein Ballett lebensfähig sein soll.

Diesmal ist der Erfolg in Kanada besonders gross; sie lieben hier « Alles aus Liebe » mehr als den « Fridolin » und die « Blonde Marie ».

Los Angeles, 4. März.

Wir spielten in Bakersfield. Gegen 10 Uhr morgens fuhren wir weiter. Auf der Strecke mussten wir anhalten, um zu tanken. Da sah ich weit hinten am Horizont eine Wolke. So eine Wolke habe ich noch niemals gesehen. Nach 10 Minuten fing es an zu regnen. Um von Bakersfield nach Los Angeles zu kommen, muss man über einen Pass. Es wurde sehr dunkel, und die steilen Hänge, die zu beiden Seiten die Strassen abschliessen, fingen an lebendig zu werden und rutschten auf die Strasse zu. Von Zeit zu Zeit lösten sich grosse Steinblöcke. Die Strasse selbst verwandelte sich in einen schmutzigen, reissenden Fluss. Vom Himmel fiel der Regen wie mit Eimern ausgegossen, die Hänge gurgelten, die Bäche und Flüsse brausten dahin, mit einem Worte — es war grossartig.

Eigentlich war dies alles sehr gefährlich — das kam mir damals gar nicht in den Sinn. Ich fühlte mich wohl in diesem Aufruhr und hätte am liebsten mitgemacht. Wo wir hinkamen, waren bereits die Brücken gesperrt, einige durch die wütenden Flüsse eingedrückt. Etwas bleich stieg die Gruppe in Hollywood aus dem Bus. Der Radio verkündete dauernd die Unfälle, nannte die Namen der Toten und gab die Strecken bekannt, die nicht mehr passierbar waren. Wir sollten diesen Abend in St. Anna spielen. Obwohl die Strasse gesperrt war, mussten wir versuchen, durchzukommen. Dreissig Meilen ging es noch, dann versanken vor unsern Augen die Autos in Schlamm und Wasser, die Chauffeure weigerten sich energisch, weiterzufahren, und so durften wir endlich umkehren.

Diese Fahrt zurück war entsetzlich. Brücken, über die wir vor kurzer Zeit noch gefahren sind, sind einfach nicht mehr da. Es regnete ununterbrochen, die Häuser standen tief im Wasser. Und eine unendliche Menge Autos mit Frauen, Kindern, Tieren, flüchteten aus der bedrohten Gegend. Links und rechts schossen die Strassen als Wasserfälle zu Tale, und in diesem geisterhaften Aufruhr der Welt heulten die Sirenen — doch der Regen hörte nicht auf. Und wenn man irgendwo sass, auch am folgenden Tag, immer diese Stimme am Radio, die ununterbrochen nach Vermissten fragte und die Zahl der Toten hersagte und die Bewohner zur Ruhe anhielt. Auf wieviel Arten der Mensch doch sterben muss! Hier ertrinkt er im Auto. Der Boden ist so lehmig und schlammig, dass das Auto lautlos versinkt, und aus dem Dreck kommt niemand lebend mehr heraus. Gestern, am dritten Tage, hat der Regen nachgelassen, und heute strahlt die Sonne und schiesst ihre heissen Strahlen auf die Verwüstung.

Ich möchte eines wissen: Hat sich hier der Mensch der Natur angepasst, oder hat er die Natur herausgefordert, sich seiner gigantischen Phantasie anzugleichen?

Photo: Klauser

San Diego, 8. März.

In Los Angeles haben mich viele Leute aus der Filmbranche besucht, Manuskriptverfasser, Regisseure und Schauspieler, darunter Viki Baum, Lubitsch, Shirley Temple, Luise Rainer. Jeder sagt, dass ich hier bleiben müsse, ich sei die neue Richtung für den amerikanischen Film. Viele Stories werden für mich geschrieben, und Regisseure zerbrechen sich den Kopf, wie man mich « aufziehen » müsse. Auf jeden Fall dürfe ich Los Angeles nicht mehr verlassen. Der ganze Betrieb ist mir etwas unheimlich, und es melden sich in meinem schwerfälligen Schweizer Gewissen allerhand Bedenken künstlerischer Art. Darin hat mich eine Künstlerin bestärkt, die hier den denkbar grössten Erfolg hat, Preis um Preis gewinnt, und trotzdem unglücklich ist. Im übrigen kann ich ja in Los Angeles nicht bleiben; wir fahren weiter, nochmals nach Norden, dann nach Florida, und für nächstes Jahr bin ich ja bereits für eine vierte Tournee verpflichtet.

Calvestone, 14. März.

Ich bin den ganzen Tag am Meer spazieren gegangen, das der Mensch hier als Golf von Mexiko bezeichnet. Sah fliegende Pelikane und kleine tote Haie, die noch im Tode schrecklich grinsen. Einem kleinen Strandläufer sah ich zu, der so graziös und zierlich am Strand auf und nieder wippte. Als ich länger hinsah, merkte ich, dass er auf diese zierlichste aller Arten den kleinen Würmern und Krabben den Tod brachte. Das Meer ist wunderlich blau, die Neger sitzen an ihm, fischen, buntangezogen und mit einer Ruhe, als hätten sie tausend Jahre Zeit.

Miami, 25. März.

Ich befinde mich in einem Dämmerzustand, kann nichts mehr sehen und denken. In der letzten Zeit sind wir pro Tag 400 und 500 Meilen, vorgestern sogar 600 Meilen gefahren. Wenn wir unterwegs einen Halt machen und ich aus unrem Bus, diesem grünen Ungeheuer, aussteige, weiss ich mit meiner Freiheit nichts mehr anzufangen. Ich renne dann sinnlos in irgendeiner Stadt umher, deren Namen ich gar nicht mehr wissen will, nur um Bewegung zu haben. Ich bin so übermüdet, dass ich nicht mehr schlafen kann. Am liebsten würde ich weinen — aber ich weiss nicht für was und wozu. So muss ich es lassen und ein drückendes Gefühl unmotivierter Traurigkeit mit mir herumschleppen. Im Anfang habe ich diese Reisen ja sehr gut vertragen, aber jetzt gehen sie über meine Kraft. Ich kann mein Geld nicht mehr einteilen, von Sparen ist keine Rede mehr, renne von einem Friseur zum andern, gebe verrückte Trinkgelder, kaufe dummes Zeug, bestelle ganze Menus für mich allein und kann doch keinen Bissen essen, alles aus Müdigkeit. Immer erscheine ich viel stärker als alle andern und bin doch viel schwächer als alle zusammen (so scheint es mir wenigstens jetzt). Was ein richtiger Star wäre, würde zusammenbrechen. Unter dieser Voraussetzung wiederum kann ein Zusammenbruch bei mir nicht in Frage kommen. Ich muss also durchhalten.

Philadelphia, 6. April.

Es ist, weiss Gott, nicht einfach, ein Talent zu haben und einen Namen. Oft wünsche ich, eine Frau zu sein wie andere, ohne besondere Fähigkeit, eine Frau, die in der Stille und ihrem Manne lebt, die morgens nach tiefem Schlaf aufsteht und sich jeden Tag den Kopf zerbrechen darf, was sie kochen soll. Die sich am Nachmittag ein Paar Strümpfe kauft und um 4 Uhr beim « Sprüngli » ihre Freundin trifft. Die ihren Mann überredet, am Sonntagvormittag mit den Buben an der «Fallätsche» herumzuklettern. Es ist mir oft, als würde man bestraft für die Verwegenheit, hinaus zu wollen aus dem Alltag. Für die paar glücklichen Stunden auf der Bühne, wo die Welt mir versinkt, wo der Himmel mir sich auftut, muss ich büssen und Qualen leiden. Ich kann aber nichts dagegen tun. Sag mir doch, ist dies nun — Schicksal?

Photo: Sisi Lang